

„Weltreise“ durch die Großstadt

Stadtführer Thomas Bönig zeigt die Multi-Kulti-Facetten von Köln. 170 Nationen leben in der Metropole am Rhein

Lutz-Peter Eisenhut

Köln. Man kann für eine Weltreise per Schiff oder Flugzeug spielend etliche Tausend Euro ausgeben – oder 16 und mit der U-Bahn anreisen: Fremde Kulturen, exotische Speisen, Bräuche, Sprachen, andere Sitten gibt's in der eigenen Stadt gleich nebenan. Man muss nur hinschauen. Das tut Thomas Bönig stets und gerne und hat den neugierigen Blick um die Ecke vor zwei Jahren zum Konzept erhoben. Seither bietet er mit seiner Kölner Firma Kulturklügel „Weltreisen“ durch seine Heimatstadt an.

„Regelmäßig unregelmäßig“ spaziert der 35-Jährige mit 15 bis 25 Gästen durch Länder, Staaten, Kontinente, ohne dabei die Stadt zu verlassen. In Köln leben Menschen aus rund 170 Nationen, knapp jeder dritte Bewohner hat ausländische Wurzeln – warum also in die Ferne schweifen? „Viele Tour-Teilnehmer“ – die meisten von ihnen sind um die 50 – „hatten nie Gelegenheit, weit zu reisen“, sagt Bönig „und nun entdecken sie mitten in Nordrhein-Westfalen wie vielfältig und bunt die Welt ist.“

Traditionelle Stadtrundfahrten oder -gänge zeigen den Rhein, den Dom, diverse Museen. Bönig hingegen besucht „keine Sehenswürdigkeiten, sondern Menschen“. Daher gleiche keine „Weltreise“ der anderen, seien seine Wanderungen auch für ihn selbst „immer wieder ein Abenteuer“ – und bisweilen „etwas holprig“.

Heute beispielsweise habe es „ja ein paar mal gehakt“ – was die Teilnehmer der Tour wenig gestört hat. Bloß ein Ehepaar hätte sich „die Sache professioneller“ gewünscht; zumal „der ziemlich viel geredet“ habe. „Der“ ist Raju Karamban aus Indien, der in einem Hinterhofgebäude ein Studio für Yoga und den indi-



Hübsches Wahrzeichen: Der Dom und Köln gehören zusammen. Die „Weltreise“ bietet Blicke hinter die Touristenkulisse – z. B. in Raju Karambans Yogaschule (li.). Fotos: dapd/privat

schen Kampfsport Kalaripayattu betreibt. In einer lustigen Mischung aus Deutsch und sehr indischem Englisch erklärt er den verblüfften Besuchern, dass Yoga in seiner Heimat eher eine körperliche Angelegenheit sei, nicht viel mit dem zu tun habe, was westliche Esoteriker gern daraus machten.

Die nächste Station ist Farough, eine der fünf persischen Buchhandlungen in Deutschland. Auch hier ein spontanes Aha-Erlebnis: Die Bücher scheinen verkehrt herum im Regal zu stehen. „Na klar“, lacht Anna, die Tochter des Firmeninhabers, „wir lesen schließlich von rechts nach links.“ Akzentfrei-

es Deutsch, kein Kopftuch, kein Schleier? „Ein hartnäckiges Vorurteil“, sagt Anna: Längst nicht alle Iraner seien Moslems, auch wenn das ganz selbstverständlich im Ausweis stehe.

Von Teheran geht es nach Addis Abeba. Auf dem Globus gut 3000 Kilometer, mit Kulturklügel bloß ein paar

Schritte. In dem äthiopischen Restaurant Habescha spielt Samson Kidane aus Eritrea auf seiner Krar, einem traditionellen Instrument, das an eine Lyra erinnert. Sehr fremd klingt das und sehr interessant. Über sein Land, über dessen und seine eigene Geschichte mag Kidane heute nicht sprechen. Er beharrt darauf, „aus dem Schwarzwald“ zu stammen. „Da hat er mal gelebt“, weiß Reiseleiter Bönig. Und weiß auch, dass Kidane bereits mit elf Soldat werden musste und schon als Kind verwundet wurde.

Heiter ist der Besuch bei Wassana. Dort werden Thai-Massagen angeboten. „Die haben mit Erotik nichts zu tun“, versichert Bönig und

»Vielleicht ist es schlicht zu naheliegend, mal um die Ecke zu sehen«

erläutert die Unterschiede zwischen den Behandlungsmethoden fernöstlicher Länder. Da kennt er sich aus: Neben seiner Arbeit im Rheinland begleitet er Reisegruppen durch Vietnam, Thailand, Bangladesch. Nach anfänglichem Zögern lässt sich ein Tour-Teilnehmer massieren, grinst nach wenigen Augenblicken die Umstehenden an: „Ihr werdet bedauern, Euch nicht gemeldet zu haben!“

Die heutige, etwa dreistündige, Weltreise endet im Kampung, „dem wohl besten indonesischen Restaurant der Stadt“. Dort stellen sich den Weltreisenden zwei Fragen: Wann gibt's die nächste Tour? Und warum gibt es die nicht auch in anderen Städten mit vielen Einwohnern aus fremden Ländern; etwa im Ruhrgebiet?

Die erste Frage beantwortet Thomas Bönig unter www.kulturkluegel.de. Und die zweite?

„Vielleicht ist es schlicht zu naheliegend, einfach mal um die Ecke zu sehen.“ Und zu bequem vielleicht auch, vor und über „Parallelgesellschaften“ zu sprechen und verschlossenen Türen. So manche öffnet sich – wenn man klopf.

NRZ